

Die seltsamen Tierbeziehungen der Menschen Warum wir mit anderen Tieren leben wollen und können

KURT KOTRSCHAL

Mensch-Tierbeziehung, Evolution Gehirn, Biophilie

Kurzfassung: Die im Zuge der weltweiten Urbanisierung zunehmende Haltung von Kumpantieren zeigt, dass sich Menschen offenbar nicht selbst genug sind. Wohl als Komponente des sich-in-Beziehung-Setzens mit der Umwelt sind Menschen „biophil“: Ihre evolutionär entstandene Psyche ist an ein Leben mit Tieren und Natur angepasst, oder sogar dessen bedürftig. Menschen können mit anderen Tieren sozial zusammenleben, weil stammesgeschichtlich eine „gemeinsame soziale Werkzeugkiste“ aus Gehirn- und physiologischen Mechanismen entstand. Dieser Beitrag bietet eine Zusammenschau der Evolution des Wirbeltiergehirns und jener Schlüsselinnovationen, welche vor allem bei den Vögeln und Säugetieren ein immer komplexeres öko-soziales Leben ermöglichten und die soziale Intelligenz befeuerten. Wolf und Mensch sind evolutionäre Spitzenentwicklungen komplexen und kooperativen Soziallebens. Ihre in der Altsteinzeit eingegangene Partnerschaft dauert mit den zu Hunden domestizierten Wölfen bis heute an. Wie Erfahrung und wissenschaftliche Ergebnisse zeigen, ermöglicht die kooperative Orientierung von Hund und Menschen ein gewaltfreies partnerschaftliches Zusammenleben zum Wohle beider Seiten, unter kompetenter menschlicher Führung, aber ganz ohne Gewalt und Dominieren.

The strange relationships of humans with other animals Why we want to, and can, live with other animals

Human-Animal-Relationships, Evolution, Biophilia

Abstract: Despite – or even because – increasing worldwide urbanization, ever more companion animals (“pets”) are kept. This hints at human “Biophilia” which probably emerged during the evolution of the human psyche – as part of the typically human way to relate to the environment. Humans seem adapted to, or even needy of, living in contact with animals and nature. They can be social partners of other vertebrate animals, based on a “common social toolbox” of brain and physiological mechanisms, which evolved over phylogeny. In this contribution, a state-of-the-art summary of the vertebrate brain evolution and its key innovations is presented, which empowered particularly birds and mammals for a complex and cooperative social life and also drove the evolution of social intelligence. Wolves and Humans are among the evolutionary pinnacles of socially complex animals; already in the Palaeolithic they engaged in a partnership which lasts till today, with domesticated wolves called dogs. Experience and recent scientific results show that optimal social partnerships with dogs to the benefit of both sides need clear human leadership, but without violence and aggressive domination.

Inhaltsverzeichnis

1	Menschen sind “biophil”	134
2	Ein gemeinsames Gehirn und wie es entstand	135

3	Mit anderen Tieren wollen und auch können	140
4	Zusammenleben von Mensch und Hund	141
5	Literatur	144

1 Menschen sind „biophil“

In etwa 15 Millionen deutscher Haushalte leben 16,7 Millionen Katzen, 10,3 Millionen Hunde sowie 4,6 Millionen Kleintiere wie Kaninchen, Meerschweinchen und Hamster. In 47 % aller deutschen Haushalte lebt ein Heimtier und sogar in 69 % aller Haushalte mit Kindern. In 15 % aller Haushalte wird mehr als eine Tierart gehalten (Quelle ZZf <https://www.zzf.de/marktdaten/heimtiere-in-deutschland>). Die Liebe zum Heimtier ist natürlich nicht auf Deutschland beschränkt, sondern eigentlich „typisch menschlich“. Die Tiere mit Fell und Federn sind vorwiegend soziale Kumpane, was für die in den Terrarien und Aquarien gehaltenen Insekten, Fische, Amphibien und Reptilien weniger gilt. Selbst die etwa 1,3 Millionen privat gehaltenen Pferde mutieren immer mehr vom „Freizeitgerät“ zum Sozialpartner. Die Haltung dieser Tiere bewegt in Deutschland pro Jahr mindestens 10 Milliarden Euro, macht also 0,5 % des Bruttoinlandsprodukts aus, wodurch etwa 250.000 Menschen in Arbeit gehalten werden. Nie waren Kumpantiere bloße Dienstleister, etwa beim Jagen, Krieg führen oder Mäuse fangen. Immer schon waren sie auch Freunde und soziale Bezugspersonen – der Wolf in Form des Hundes bereits seit etwa 35.000 Jahren; Katze, Pferd & Co. kamen erst nach der „neolithischen Revolution“, also nach dem Sesshaftwerden, beginnend vor etwa 10.000 Jahren dazu.

Im Zuge der weltweit zunehmenden Verstärkung werden übrigens nicht weniger, sondern immer mehr Kumpantiere gehalten. Tatsächlich leben Menschen in guter Beziehung zu Hund & Co. körperlich gesünder und resilienter gegenüber den heute epidemischen mentalen Problemen. Als „soziale Schmiermittel“ verbessern Hunde die Kommunikation zwischen Menschen und mit der Zuwendung, derer sie bedürfen und geben können, erfüllen sie ein zentrales menschliches Bedürfnis. Die große soziale Bedeutung der Hunde zeigt sich auch darin, dass nicht wenige Leute Hunde als „ihre Kinder“ bezeichnen. Dazu meinte bereits Erich Kästner: „Man kann schon ohne Hund leben, aber es lohnt sich nicht“. Und bekanntlich gibt es zwei Arten von Hundehaltern, nämlich jene, die zugeben, dass der Hund im Bett schläft, und die anderen. Jedenfalls scheint *Homo sapiens* an ein Leben mit anderen Tieren angepasst, Tierbeziehung ist offenbar Teil des Menschseins.

Dies äußert sich in der seltsamen, evolutionär entstandenen „menschlichen Universalie“ der „Biophilie“. So bezeichneten Erich Fromm und Edward Wilson die mentale menschliche Eigenart einer nahezu instinktiven Natursehnsucht. Tatsächlich kommen alle Kinder dieser Welt mit einem überaus starken Interesse an Tieren und Natur zur Welt, für ihre optimale Entwicklung sollten sie auch in

Kontakt zu Natur und Tieren aufwachsen. Dieses frühkindliche Interesse öffnet zudem ein Fenster in die jüngste Periode der Menschwerdung, in welcher mit dem immer leistungsfähigeren Gehirn das Bedürfnis entstand, sich in Raum, Zeit, vor allem in der Naturumgebung zu verorten. In Kontakt mit Tieren und Natur wuchs die menschliche Neigung zu Reflexion, Philosophie, Wissenschaft und – Spiritualität; letztere äußerte sich zunächst in der Beziehung zu Tieridolen, woraus nach dem Sesshaftwerden über hybride Tier-Mensch-Göttern sehr menschliche Götterolympen entstanden, schließlich die Vorstellung vom „Einen und Einzigen“. Parallel dazu betrieben abendländische Philosophen seit der Antike die „Emanzipation des Menschen von der Natur“ und erhoben ihn schließlich zum „reinen Geisteswesen“, wie etwa René Descartes mit seinem „Cogito ergo sum“. Damit waren die Tiere eher nicht gemeint – nach heutigem Kenntnisstand ein Irrtum. Natürlich „emanzipierte“ sich das Geisteswesen Mensch nicht von der/seiner Natur, wie auch das Bedürfnis moderner Menschen unterstreicht, mit Kumpantieren zu leben.

Aber immer noch ist vom Unterschied zwischen „Mensch und Tier“ die Rede. Noch spukt die selbstarrogierte „Krone der Schöpfung“ in den Köpfen – als geistiger Atavismus besagter philosophisch-theologischer Transzendierungs-Bestrebungen. Doch der radikale Rationalismus scheiterte an den Realitäten – unter anderem jenen der menschlichen Natur. Denn das Potential zum Geisteswesen ist genauso evolutionär angelegt wie alle anderen unserer komplexen menschlichen Eigenschaften. Also kein Geist ohne Natur – aber das wussten ja bereits Michel de Montaigne oder Friedrich Nietzsche.

Bereits Charles Darwin fand, dass Menschen die meisten ihrer Merkmale mit anderen Tieren teilen. Allerdings verfügen Menschen mit 1200–1500 ccm über das relativ größte Gehirnvolumen der Wirbeltiere und damit über ein robustes Alleinstellungsmerkmal. Dagegen kommen die Schimpansen als unsere nächsten stammesgeschichtlichen Verwandten mit 400 ccm aus. Zudem wurde aus dem soliden „Boxermotor“ der Menschenaffen sozusagen ein hoch getuntetes Formel 1-Aggregat, freilich auf Kosten einer hohen Störungsanfälligkeit, was sich in pan- und epidemischen mentalen Problemen, vor allem urbaner Populationen, zeigt. Ein Leben mit Kumpantieren kann dagegen die körperliche und mentale Gesundheit des Geisteswesens Mensch fördern.

2 Ein gemeinsames Gehirn und wie es entstand

Menschen und alle anderen Lebewesen entstanden über etwa vier Milliarden Jahre in der biologischen Evolution, auch die gemeinsamen kognitiven und sozialen Strukturen und Mechanismen; diese erklären auch, warum man als Mensch mit Tieren anderer Arten in sozialen Beziehungen leben kann. Was wir formal immer noch „Evolutionstheorie“ nennen, ist ob der Fülle empirisch-theoretischer Belege

längst Fakt. Natürlich darf man hinter den Naturgesetzen Gottes Schöpfungsplan sehen, zumal das Bedürfnis nach Spiritualität und der eigenen Verortung als typisch menschlich gelten kann. Ein evolutionäres Welt- und Menschenbild wird aber oft als „kalt“ abgelehnt. Dieser Hang zu einer faktenskeptischen Romantik erscheint ebenfalls als typische menschliche Eigenschaft, die immer dann hervorbricht, wenn Aufklärung, Evidenz und Verstand dominieren. Um mit Klima- und Biodiversitätskrise (etc.) zurechtzukommen, braucht es zweifellos Fakten und Wissen, auch über uns selber. Wie ticken Menschen, wie kann es gelingen, unsere positiven Eigenschaften zu aktivieren und zu bündeln? Auskunft darüber gibt vor allem der Blick auf unsere evolutionäre Geschichte im Vergleich mit den anderen Lebewesen.

Die modernen, empirischen Naturwissenschaften zeigen den Weg aus der Sackgasse menschlicher Selbstüberschätzung. Das rasch zunehmende Wissen um die (genetische) Verwandtschaft mit den anderen Tieren, ja sogar mit den Pflanzen und den Pilzen, schafft zumindest bei sensiblen Gemütern ein Bewusstsein von Gemeinsamkeit mit allem Lebendigen. Damit schließt sich auch der Kreis des typisch menschlichen sich in Beziehung-Setzens unserer animistischen Jäger- und Sammler-Vorfahren zu den anderen Tieren; sie glaubten an die Beseeltheit der Natur und wähten sich eng mit ihr verwandt. Bereitet ein solches neues/altes Bewusstsein den Boden für eine respektvollere Beziehung der Menschen zu den anderen Lebewesen? Das alles mag romantisch klingen, ist aber so weit Fakt, wie es Erkenntnisse im Rahmen einer naturwissenschaftlichen Wissenschaftstheorie nur sein können.

Den modernen Wissensstand verdanken wir der Suche nach den gemeinsamen stammesgeschichtlichen Wurzeln. Daraus ergeben sich dann quasi von selber die Alleinstellungsmerkmale der Art *Homo sapiens*. Der aufrechte Gang, die feinmotorische Hand, das Herstellen von Werkzeugen, Jagdtechniken und die Zubereitung von Nahrung – all das hängt ursächlich mit dem Gehirn zusammen, unterscheidet Menschen aber nicht grundlegend von den anderen Tieren – weil in der Evolution neue Strukturen und Funktionen niemals aus nichts entstehen, sondern immer durch Um- und Ausbau aus und von bereits Vorhandenem. Aufgrund der stammesgeschichtlichen Verwandtschaft teilen die Menschen die meisten ihrer Merkmale mit anderen Lebewesen. Wirklich einzigartig ist die menschliche Sprachfähigkeit, aber auch sie beruht auf vorsprachlichen Mechanismen und Strukturen, welche bei anderen Tieren zu finden sind.

Alle Lebewesen stammen von „LUCA“ ab, dem „last universal common ancestor“, d. h. der – hypothetischen – letzten gemeinsamen Stammform aller heutigen zellulären Organismenarten, die vor etwa 3,5 Milliarden Jahren lebte (Abb. 1). Seitdem entwickelten sich die menschlichen Eigenschaften in einem evolutionären Marathonprozess über die Bilateria („Zweiseitentiere“). Gemeint ist die Gruppe der vielzelligen Tiere (Metazoa), die aus den älteren radiärsymmetrischen Tieren hervorgingen, von den Plattwürmern (Plathelminthes) bis zu den Wirbeltieren

(Vertebrata) und somit bis zu den Säugetieren und daher auch zum Primaten Mensch. Ergebnis ist jene umfassende Werkzeugkiste an Gemeinsamkeiten mit anderen Tieren, die es Menschen ermöglicht – das nötige Bewusstsein vorausgesetzt –, andere Lebewesen nicht nur als Nahrung oder Gefahr zu sehen, sondern als Person und als „Du“. Die modernen Neuro- und Verhaltenswissenschaften untermauerten, was bereits Charles Darwin formulierte: “The difference in mind between man and the higher animals, great as it is, is certainly one of degree and not of kind.” Wir wissen heute auch, wie es dazu kam und warum das so ist.

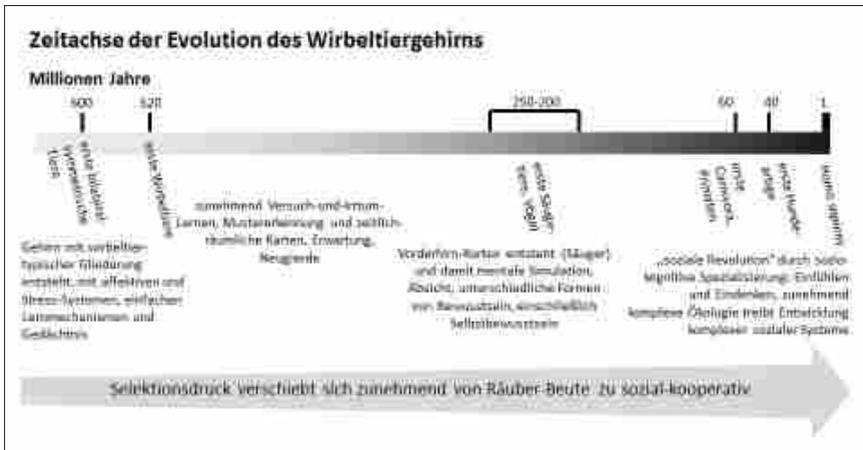


Abbildung 1: Zeitachse der Evolution des Wirbeltiergehirns mit einigen wichtigen Innovationen (nach BENNETT 2021); Selektionsdrucke verschoben sich von hauptsächlich Räuber-Beute im Erdaltertum zunehmend zu sozial, was zu den sozio-kognitiven Entwicklungen im letzten Drittel der Stammesgeschichte führte.

Figure 1. Timeline of the evolution of the vertebrate brain, marking major innovations according to BENNETT (2021); selection pressures shifted from mainly predator-prey in the Palaeozoic to increasingly social, leading to socio-cognitive specialization in the last third of phylogenetic development.

Schon vor 700 Millionen Jahren verfügten Seeanemonen und Quallen über auf Reizleitung spezialisierte Nervenzellen. Die funktionier(t)en nicht wesentlich anders als jene 100 Milliarden Nervenzellen in unseren Gehirnen heute. Aber erst vor etwa 600 Millionen Jahren begann mit den ersten bilateralsymmetrischen Tieren die gerichtete Fortbewegung. Dazu brauchte es am Vorderpol konzentrierte Sinne und Nervenzellen, die ersten Gehirne entstanden. Sie konnten bereits zwischen günstigen und ungünstigen Reizen unterscheiden, um so orientiert in einer positiven Umgebung zu verharren bzw. negativen Reizen auszuweichen. Für diese Steuerentscheidungen braucht es auch ein einfaches Affektsystem, um für überlebenswichtige Entscheidungen nicht ausschließlich von der aktuellen Reizsituation abhängig zu sein. Und ein Stresssystem sorgte bereits für die nötige Energie für die Bewegung. Zudem erlaubte schon früh ein assoziativer Lernmechanismus

den Individuen, flexibel auf eine variable Umwelt zu reagieren. Alle diese Systeme müssen entsprechend neuronal miteinander verschaltet sein, um angepasstes Verhalten zu ermöglichen; sie finden sich immer noch nahezu unverändert in Hirnstamm und Zwischenhirn der Wirbeltiere, einschließlich Mensch.

Weil aber in der Evolution das Bessere bekanntlich der Feind des Guten ist, wurden im Rüstungswettlauf zwischen Räuber und Beute die Gehirne der ersten Wirbeltiere (Fische) vor 500 Millionen Jahren komplexer. Im Vergleich zu den frühen Bilateriern wurden sie um den Mechanismus des Versuch-und-Irrtum-Lernens ergänzt, was aber zusätzliche Hardware benötigt, um an eine wirkliche Welt angepasst zu funktionieren: Es entstanden der Thalamus, die Vorläufer des Kortex, das Mittelhirndach und das Kleinhirn. Sie ermöglichen das ständige Abwägen von Kosten und Nutzen, das Erkennen von Mustern, eine mentale Repräsentation von Raum und Zeit und auch Neugierde, die bis heute unser Verhalten antreibt. All diese bereits recht komplexen Systeme filtern die Wahrnehmung, ermöglichen angepasste Entscheidungen und sind immer noch die zentralen Komponenten des Gehirns der Wirbeltiere.

Ein entscheidender Durchbruch auf dem Weg zum menschlichen Gehirn geschah bei den frühen Säugetieren vor etwa 150 Millionen Jahren. Als Dach des Vorderhirns entstand der Neokortex, eine aufgrund ihres Aufbaus aus den generalisierten Prozessoren neuronaler Säulen höchst vielseitig einsetzbare und nahezu beliebig erweiterbare Recheneinheit. Damit konnten sich die Säugetiere die Welt viel besser vorstellen und sie sogar im Abgleich mit den Erwartungen vorhersagen als ihre reptilienartigen Vorfahren. Die Vorteile liegen auf der Hand: Anstatt es in kritischen Situationen darauf ankommen lassen zu müssen, konnte man diese nun antizipieren, imaginieren und mental simulieren. Der beim Menschen und anderen „großhirnigen“ Säugetieren (jenen, bei denen der Neokortex in Falten liegt) enorm ausgedehnte Neokortex bildet zudem mittels der relevanten Informationen aus der Umwelt mentale Repräsentationen und bewertet diese durch affektiven Abgleich in Kooperation mit tieferen Teilen des Vorderhirns immer wieder neu. Die Welt wurde immer „berechenbarer“.

Diese leistungsfähigen Säugetiergehirne ermöglichten innerhalb der letzten paar Millionen Jahren eine soziale Revolution bei den Primaten, einschließlich *Homo sapiens*. Substrat dafür war vor allem der frontale Neokortex (das Stirnhirn), der neue Schlüsselfähigkeiten entwickelte: Sich in andere einfühlen und eindenken, durch Beobachten lernen, für die Zukunft planen, Konzepte bilden und die alten Antriebe mit dem aktuellen Kontext integrieren, auch um sozial angepasste Entscheidungen zu treffen. Zum besonderen Gehirn von *Homo sapiens* fehlte nun nur noch ein kleiner Schritt, der allerdings große Folgen nach sich zog: Die Entwicklung einer komplexen Symbolsprache mit einer universellen menschlichen Grammatik, mit der Babys bereits zur Welt kommen. Diese typisch menschliche Sprachfähigkeit entstand als soziales Instrument innerhalb der letzten 300.000 Jahre. Daher ist Sprache offensichtlich funktionell angelegt, als Band innerhalb,

aber auch als Barriere zwischen Gruppen zu wirken. Diese soziale Funktion trieb die Diversifizierung in unterschiedliche Sprachen. Es entstanden die spezifisch menschlichen Sprachzentren im seitlichen Neokortex – Broka für aktives Sprechen und Wernicke für Sprachverständnis. „Vorsprachliche Fähigkeiten“ zeigen allerdings bereits andere Tiere, etwa Papageien, deren Fähigkeit zur Sprachimitation etwa durch Irene Pepperberg als Fenster ins Gehirn dieser Tiere genutzt wurde; auch der passive Wortschatz eines durchschnittlichen Begleithundes kann bis zu 50 Begriffe umfassen, jener eines trainierten Hundes bis zu 400.

Die Leistungen der Wirbeltiergehirne ergeben sich nicht bloß als Summe dieser Komponenten, vielmehr gilt, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Aus der Verschaltung der im Verlauf der Evolution zunehmenden Zahl von Elementen und durch Mutationen in den letzten Hunderttausenden von Jahren, welche Feinmotorik, inklusive Artikulation begünstigten, entstanden neue, komplexe Eigenschaften im menschlichen Gehirn, dessen Nervenzellen mehr synaptische Verbindungen miteinander unterhalten, als es Sterne im Universum gibt. In seinen spezifischen Leistungen schlägt unser Gehirn mühelos jeden Supercomputer und in seiner Integrationsleistung selbst die beste künstliche Intelligenz – mit einem Energieverbrauch von bloß etwa 20 Watt. Die Gehirne anderer Wirbeltiere funktionieren quantitativ etwas anders und entwickelten teils andere Spezialisierungen. So etwa können sich manche Häher an die 3.000 Futterverstecke individuell merken. Jenseits solcher kognitiver Spezialisierungen sind die Menschen aber zweifellos die Meister der generalisierten Intelligenz.

Angesichts des in „Bastlermanier“ entstandenen menschlichen Hochleistungsgehirns (oben) – durch sukzessive Zu- und Ausbauten ohne zugrundeliegenden Plan oder Ziel – erahnt man bereits, dass ein solches Substrat nicht für glattes, maschinenartiges Funktionieren gebaut sein kann. Schließlich integrierte dieses Gehirn die wichtigsten Treiber von 600 Millionen Jahren Evolution, welche auch heute noch das menschliche Verhalten beeinflussen. Dies sind seit Urzeiten der zwischenartliche Räuber/Beute-Rüstungswettlauf sowie die innerartliche Konkurrenz um den Reproduktionserfolg. Erst in den letzten 150 Millionen Jahren kam bei den Säugetieren und manchen Vögeln die „Liebe“ als neuro-humoraler und mentaler Bindungsmechanismus zwischen Müttern/Eltern und ihren Nachkommen in die Welt. Daraus entstand eine generelle Bindungsfähigkeit zwischen Lebenspartnern und Freunden, die in Integration mit der sozialen Kognition spezifische, langfristig wechselseitige Beziehungen, Freundschaften, Allianzen und komplexe Kooperationen ermöglicht.

So wurden die Menschen zu den nettesten, kooperativsten und rationalsten aller Lebewesen. Gleichzeitig aber quälen und töten sie andere Menschen und Tiere, handeln oft genug irrational und widersprüchlich, sind immer noch getrieben von den alten Überlebens- und Reproduktionsinstinkten. Dennoch ist menschliches Wesen und Verhalten nahezu unendlich differenziert – wenn auch nicht zufällig; zum einen, weil sich diese menschlichen Anlagen evolutionär genauso

wie ontogenetisch die individuellen Persönlichkeitsstrukturen regelhaft zwischen genetischem und epigenetischem Erbe, sozialem und gesellschaftlichem Umfeld entwickeln; vor allem aber, weil das menschliche Verhalten stark kontextspezifisch angelegt ist.

3 Mit anderen Tieren wollen und auch können

„Biophilie“, also das Interesse der Menschen an Tieren und Natur als menschliche Universalie und Teil der menschlichen Natur, wird unter anderem durch ein starkes generelles Interesse aller Kinder an Tieren belegt. Dass Menschen mit anderen Tieren nicht nur sozial leben wollen, sondern dies auch können, liegt an den gemeinsamen sozialen Mechanismen und Funktionen aus der Stammesgeschichte (oben). Menschen sind also nicht einfach dazu verurteilt, vermenschlichend-paternalistisch mit anderen Tieren umzugehen. Die gemeinsamen sozialen Werkzeuge erlauben vielmehr echte Partnerschaften – so dass Sozialisieren mit diesen anderen Tieren klappt. Aber auch dieses wechselseitige Sozialisieren beruht auf gemeinsamen sozialen Mechanismen. Dies gelingt mit domestizierten Tieren besser als mit Wildtieren, zudem ist es ein Gebot der Ethik, Wildtiere nicht als Kumpare oder auch Assistenten in therapeutischen oder pädagogischen Settings zu missbrauchen (<https://iahaio.org/best-practice/declarations/>).

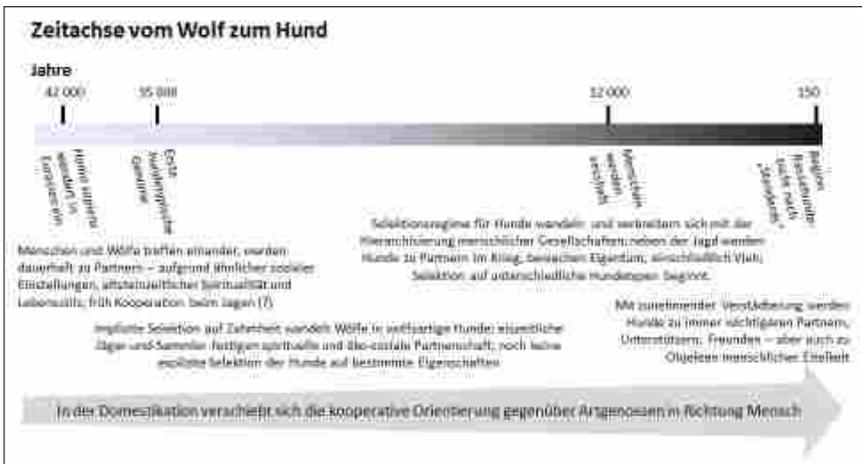


Abbildung 2: Zeitachse der Domestikation von Wölfen zu Hunden, mit ihren wichtigen Landmarken. Die soziale und kooperative Orientierung der Hunde stellt altes Wolfserbe dar, sie wurde aber im Verlauf der Hundwerdung an den Menschen angepasst.

Figure 2. Timeline of major events of the domestication of wolves to dogs. Dog social and cooperative orientation is wolf heritage, which was adapted to fit living with humans during domestication.

Die weitgehend gemeinsame soziale Werkzeugkiste verringert die Gefahr einer für den Tierpartner unangemessenen Vermenschlichung – zumal wir offenbar auch die (sozialen) Instrumente des Vermenschlichens mit anderen Tieren teilen, sie uns daher wahrscheinlich in ihrer Weise „vertierlichen“. Zumindest für die Säuger unter den Tierkumpanten ist daher von einem Potential für wechselseitiges Einfühlen auszugehen. Voraussetzungen sind dafür wechselseitiges Interesse, welches eine gute frühe Sozialisierung mit dem Kumpantier voraussetzt, sowie ein Leben in guter Beziehung. Das verlangt wechselseitigen Respekt und Wissen über die Bedürfnisse des Partners, was Mensch und Kumpantier im aufmerksamen Zusammenleben (implizit) lernen können – der menschliche Partner natürlich auch durch formale Bildung. Besonders Hunde wurden zu unserem sozialen *alter ego* (Abb. 2), die aber eine klare Leadership durch den Menschen schätzen. Auch andere Tiere können zu (bedingt rechtsfähigen) Personen und zu echten Partnern werden. Eine solche Erfahrung des zwischenartlichen Zusammenlebens auf Basis der sozialen Potentiale auf beiden Seiten kann die soziale Kompetenz beim Partnermenschen vertiefen und das informierte Verständnis für andere Tiere fördern.

4 Zusammenleben von Mensch und Hund

Wahrscheinlich macht ihre Fähigkeit zur Zuwendung Hunde zu derartig unschlagbaren Sozialkumpanten – aber ist sie wirklich „bedingungslos“, wie man immer hört? Es stimmt, Hunde zeigen den „Aschenputtel-Effekt“: Meine Hündin (siehe Abb. 3) etwa hat es noch nie gestört, wenn ich schlampig gekleidet bin oder schlecht im Kopfrechnen. Mit Hunden lebt man in „essentialisierten Beziehungen“ in emotionalem Gleichklang, bei dem Musikgeschmack oder politische Einstellungen keine Rolle spielen – also all jene kulturellen Komplexitäten, welche das harmonische Zusammenleben der Menschen erschweren. Dass aber Hunde ihre Menschen „bedingungslos“ lieben, ist dennoch ein Mythos, wie die Ergebnisse kluger Untersuchungen zeigen. Tatsächlich beobachten Hunde ständig unser Verhalten den Mitmenschen gegenüber und schätzen uns danach ein.

So etwa befolgen Hunde lieber die Anweisungen von Menschen und nehmen von ihnen Belohnungen, welche sie vorher als zuvorkommend und kooperativ anderen Menschen gegenüber beobachteten. Auch führen Hunde – wie auch die gleichartig aufgezogenen Wölfe des Wolfsforschungszentrums im österreichischen Ernstbrunn – eher Menschen, die sie zuvor als kooperativ erlebten (die das für sie unerreichbare Stückchen Wurst nicht vor ihren Augen selber verzehrten, sondern dem Vierbeiner aushändigten), zu für sie nicht zu öffnende Behälter mit Futter oder Spielzeug, während sie zuvor als unkooperativ erlebte Partner sogar zu jenen Behältern führten, von denen sie wussten, dass sie leer waren – diese also in die Irre führten. Und es wurde gezeigt, dass Hunde ihre Kooperation mit

Menschen einstellen, wenn ein anwesender Hund für dieselbe Handlung belohnt wurde, sie selber aber nicht.



Abbildung 3: Der Autor mit seiner Eurasierhündin Lilli; Foto: Teresa Wey.
Figure 3: The author with his female Eurasian dog Lilli; photo: Teresa Wey.

Diese und andere Ergebnisse zeigen nicht bloß die hohe soziale Intelligenz von Hunden im Umgang mit Menschen, sie zeigen vor allem auch, dass es geraten ist, in Anwesenheit von Hunden nett und zuvorkommend miteinander umzugehen. Dies gilt natürlich auch, wenn keine Hunde zugegen sind. Und sie zeigen, dass Hunde es bemerken, wenn sie unfair behandelt werden. Es ist daher kein Mythos, dass Hunde „eifersüchtig“ reagieren können auf andere Hunde, aber auch auf andere Menschen, insbesondere Kinder. So legt die Datenlage nahe, dass ein Aufwachsen in Kontakt mit Hunden, bzw. Tieren und Natur, die körperliche, emotionale, kognitive und soziale Entwicklung von Kindern begünstigt. Auch im Interesse der Sicherheit solcher Kind-Hundbeziehungen braucht es dazu aber den respektvollen Umgang mit Hunden und dass man sie als Sozialpartner ernst nimmt.

Dass die Zahl der schweren Unfälle in Europa trotz steigender Zahlen an gehaltenen Hunden sinkt (soweit man dies aus den lückenhaften Daten ableiten kann), hat nicht nur mit einer Verschiebung der gehaltenen Rassen zu tun. So wurde der Deutsche Schäferhund als häufigste Hunderasse von einer Fülle anderer Rassen abgelöst, die im Wesentlichen darauf ausgelesen wurden, freundlich nicht nur zu den „eigenen“ Leuten, sondern zu Menschen generell zu sein. Zudem änderte sich

der Ton im Zusammenleben. Herrschte auf den klassischen „Abrichteplätzen“ der Nachkriegszeit noch militärischer Drill, so setzte sich mittlerweile ein partnerschaftlicher Umgang durch – positive Motivation ersetzte Druck und Strafe. Dies ist die wohl wichtigste Komponente einer sicheren Hundehaltung, denn auch Hunde unter Druck neigen zu „Radfahrerreaktionen“. Hunde, die selber Gewalt erfahren, neigen dazu, diese auch im Umgang mit anderen Hunden und Menschen einzusetzen. Bei gut geführten Hunden dagegen ist diese Neigung sehr gering – unabhängig von der Rasse.

In Folge eines internalisierten nationalistischen Führerkults ging man in den Nachkriegsjahren und -jahrzehnten noch davon aus, dass man Hunde „dominieren“ müsse, um als „Rudelführer“ nicht herausgefordert zu werden. Grundlage dafür war die irrige Annahme einer steilen Dominanzhierarchie in Wolfsrudeln, wo sich der (selbstverständlich männliche) „Leitwolf“ mit Gewalt durchsetzt, wenn es seine Autorität erfordert. Aber Freilandbeobachtungen zeigten, dass Wölfe in ihren Rudeln in sehr flachen (Kompetenz)hierarchien leben. Und zudem sind Hunde keine Wölfe mehr. Zudem zeigten experimentelle Untersuchungen mit gleichartig aufgezogenen Hunden und Wölfen, dass beide sehr gerne mit Menschen kooperieren – Wölfe als Partner auf Augenhöhe (sie reagieren allergisch auf herumkommandiert oder gar gemaßregelt zu werden), während Hunde die gute Führung durch ihre Menschenpartner schätzen.

Dass Hunde als eine ihrer klaren Anpassungen im Zuge der Hundwerdung/Domestikation über die letzten 35.000 Jahre größeren Respekt vor menschlichen Anweisungen und Hierarchien entwickelten als selbst bestens menschensozialisierte Wölfe, und dass sie es erdulden, dominiert und herumgeschubst zu werden, bedeutet nicht, dass dies der optimale Umgang mit ihnen wäre. In guter Beziehung zu Hunden zu leben, bedeutet, sie als vollwertige Sozialpartner ernst zu nehmen, respektvoll zu behandeln, ihnen aber mit einer guten Führung Rückhalt und Sicherheit zu geben (Abb. 3). Solchermaßen gehaltene Hunde werden zu mitdenkenden und sozial auch gegenüber der Umgebung verträglichen Partnern.

„Gute Führung“ bedeutet jenen liebevoll-konsequenten Umgang, der auch mit Kindern oder den Mitarbeitern im Betrieb geraten ist. Denn auch aufgrund unserer „gemeinsamen sozialen Werkzeugkiste“ (oben) unterscheiden sich die sozialen Beziehungen zu Hunden nicht grundlegend von zwischenmenschlichen Beziehungen. Leadership bedeutet kompetente Regulation von Nähe und Distanz, Grenzen setzen, aber auch Freiräume schaffen. So etwa wird sich ein ständig an der Leine geführter Hund etwa damit schwer tun, keine Hasen jagen zu wollen oder sicheres Verhalten im Straßenverkehr zu entwickeln. Wie Kindern auch, sollte man Hunden etwas zutrauen. Im aufmerksamen Zusammenleben lernt man wechselseitig, wieviel Vertrauen möglich, wieviel Kontrolle nötig ist. Ein gut untersuchtes Beispiel dafür wäre die routinierte Beziehung zwischen eingespielten Paaren von blinden Menschen und ihren speziell ausgebildeten Hunden. Während etwa der Mensch bestimmt, wann man sich gemeinsam wohin begeben will,

wechselt am Weg ständig die Führung; dies erlaubt etwa dem Hund, im Interesse des Menschenpartners Hindernisse zu umgehen. Es kann geradezu als Qualitätsmerkmal einer guten Mensch-Hund-Beziehung gelten, dass auch der Vierbeiner lernt, Freiräume verantwortlich (im menschlichen Sinn) zu nutzen. Solche Partnerschaften sind höchst alltags- und gesellschaftstauglich. Und nicht zuletzt ist eine gute, partnerschaftliche Beziehung zu den Bezugsmenschen vor allem auch die wohl wichtigste Bedingung für das Wohlbefinden von Hunden.

5 Literatur

- BENNETT, M. (2021): What Behavioral Abilities Emerged at Key Milestones in Human Brain Evolution? 13 Hypotheses on the 600-Million-Year Phylogenetic History of Human Intelligence. – *Frontiers in Psychology*, **12**: 33 S.; doi: 10.3389/fpsyg.2021.685853 www.ncbi.nlm.nih.gov
- BERLIN, I. (2013): *The Roots of Romanticism*. – 211 S.; Princeton (Princeton University Press).
- CHRISTAKIS, N.A. (2019): *Blueprint. Wie unsere Gene das gesellschaftliche Zusammenleben prägen*. – 586 S.; Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- JABLONKA, E. & LAMB, M.J. (2014): *Evolution in four dimensions. Genetic, epigenetic, behavioural and symbolic variation in the history of life*. – 563 S.; Cambridge, London (MIT Press).
- KOTRSCHAL, K. (2014): *Einfach beste Freunde. Warum Menschen und andere Tiere einander verstehen*. – 213 S.; Wien (Brandstätter).
- KOTRSCHAL, K. (2019): *Mensch. Woher wir kommen. Wer wir sind. Wohin wir gehen*. – 315 S.; Wien (Brandstätter).
- KOTRSCHAL, K. (2022): *Der Wolf und wir. Wie aus ihm unser erstes Haustier wurde – und warum seine Rückkehr Chancen bietet*. – 239 S.; Wien (Brandstätter).
- KOTRSCHAL, K. (2023): *Ein gutes Team*. – *Gehirn & Geist*, **2023** (8): 20-27.
- KOTRSCHAL, K. (2023): *Wolf-Dog-Human: Companionship Based on Common Social Tools*. – In: VASCONCELLOS, A.C., SANT'ANNA, C. & DE AZEVEDO, C. (Hrsg.): *Animals*. – Special Issue "Behavior and Welfare of Canids"; in Druck.
- RANGE, F. & MARSHALL-PESCINI, S. (2022) *Wolves and Dogs. Between Myth and Science*. 381 S. Heidelberg, Berlin (Springer).

PROF. DR. KURT KOTRSCHAL

Professor i. R. am Department Verhaltensbiologie und Kognition der Universität Wien

Felderweg 6, 4644 Scharnstein, Österreich

Kurt.kotrschal@univie.ac.at

Manuskripteingang: 16. August 2023

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbücher des Nassauischen Vereins für Naturkunde](#)

Jahr/Year: 2023

Band/Volume: [144](#)

Autor(en)/Author(s): Kotrschal Kurt

Artikel/Article: [Die seltsamen Tierbeziehungen der Menschen Warum wir mit anderen Tieren leben wollen und können 133-144](#)